

Seuchen und ihr Preis der Humanität – dargestellt anhand von Albert Camus' „Die Pest“

Norbert Mette

Wo Menschen es in der Geschichte mit Seuchen zu tun bekamen, erfuhr die Frage, was es heißt, menschlich zu sein und zu handeln – und zwar unter solch extremen Bedingungen –, eine Brisanz wie sonst kaum. Erledigt sich nicht jede Art von Menschlichkeit von selbst, wenn Menschen massenweise dem Tod preisgegeben sind und umkommen? Und wenn denen, die mit diesen Menschen in Berührung kommen, mit höchster Wahrscheinlichkeit das gleiche Schicksal droht? Und doch gab es auch Menschen, die, aus welchen Motiven heraus auch immer, sich selbst riskierten, um auch in solchen Situationen der Unmenschlichkeit nicht das letzte Wort zu lassen. Welches Spektrum an kulturgeschichtlichen Folgen beispielsweise die im Mittelalter die Bevölkerung Europas immer wieder überrollenden epidemischen Krankheiten zeitigten, resümiert der in diesem Bereich als Experte anerkannte Historiker N. Bulst wie folgt: „Seuchen und Seuchenkranke haben in sehr unterschiedlicher Weise Haß und Zuwendung von seiten der Bevölkerung hervorgerufen. 1321 wurden die Leprösen in Frankreich wegen angeblicher Brunnenvergiftung Opfer von Massenverfolgungen. Der Schwarze Tod wiederum war Anlaß für die heftigsten Pogrome in der Geschich-

te des Judentums im Mittelalter. Die Androhung der königlichen Ordonnanz von 1493, alle Syphilitiker, die noch in Paris angetroffen würden, in der Seine zu ertränken, ist ebenfalls in diesem Zusammenhang bedeutsam. Von der Obrigkeit gefördert und von der Bevölkerung weitgehend akzeptiert war der Versuch, durch öffentliche Buße den als Strafe Gottes interpretierten Seuchen zu entgehen. Besonders die Pestepidemien, aber auch der Englische Schweiß (1529) standen am Anfang solcher bisweilen über Jahrhunderte beibehaltener Buß- und Bittprozessionen. Dies ging einher mit dem Kult spezieller Heiliger, z.T. auch neuer Heiliger (z.B. Rochus; Notthelfer). Die Gebote christlicher Nächstenliebe führten auch zur Gründung spezieller Bruderschaften oder Orden, die sich die Betreuung bestimmter Seuchenkranker oder die Bestattung von Seuchentoten zur besonderen Aufgabe gemacht hatten (z.B. Antoniter, Alexianer).“¹ Verbannung und Vernichtung der Betroffenen, Suche nach Sündenböcken, Flucht in religiöse oder okkulte Praktiken, Organisation von Nächstenliebe – was hier an menschlichen Verhaltensweisen aufgeführt ist, läßt sich alles andere als auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Was kann dann jedoch

Menschlichkeit - in einem normativen Sinne - heißen?

In keinem anderen literarischen Werk steht diese Frage dermaßen im Vordergrund und wird um sie so intensiv gerungen wie in Albert Camus' „Die Pest“. Anhand dieser „Chronik“, wie Camus sie charakterisiert, soll darum im folgenden der Zusammenhang von Seuchen und Humanität erörtert werden - im Sinne von Denkanstößen und Problemanzeigen, keinesfalls von etwaigen Lösungen.²

Erschienen ist der Roman „Die Pest“, der Camus in kürzester Zeit weltberühmt machte, im Jahre 1947. Eine erste Fassung war schon 1943 fertiggestellt. 1941 hatte Camus während seines Aufenthalts in Oran (Algerien) eine Typhusepidemie miterlebt; dabei gemachte Beobachtungen hat er in diesem Roman verarbeitet. Hinzu kommt, daß Camus selbst an Tuberkulose litt, die ihm 1942 infolge eines neuerlichen schweren Ausbruchs schwer zu schaffen machte. Aber der entscheidende Schlüssel für „Die Pest“ ergibt sich vom damaligen politischen Kontext her: Im November 1942 war auch Südfrankreich von deutschen Truppen besetzt worden. Das von den Alliierten befreite Nordafrika war damit völlig vom Mutterland Frankreich abgeschnitten. Camus, der sich zur Rehabilitation in Frankreich aufhielt, wurde es so unmöglich, zu seiner Frau und Familie zurückzukehren. Er suchte Kontakte zur französischen Widerstandsbewegung und arbeitete dann mit ihr zusammen.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, wie sehr „sich eine von der Pest betroffene Stadt, die von der Welt abgeschnitten ist und deren Bürger unter Quarantäne gestellt sind, als ein Modell

der Situation in der Welt eignet, wie sie damals war: Krieg und Besatzung, die Infizierung durch die Ideologie der Nazis“³. Camus stellt in seinem Roman ausdrücklich Bezüge zwischen Krieg und Pest her - bzw. genauer: zwischen den Reaktionen der Betroffenen auf beide -, wenn er schreibt: „Es hat auf der Erde ebenso viele Pestseuchen gegeben wie Kriege. Und doch finden Pest und Krieg die Menschen immer gleich wehrlos ... Wenn ein Krieg ausbricht, sagen die Leute: ‚Es kann nicht lange dauern, es ist zu unsinnig.‘ Und ohne Zweifel ist ein Krieg wirklich zu unsinnig, aber das hindert ihn nicht daran, lange zu dauern. Dummheit ist immer beharrlich.“ (24f) Doch gibt es auf solche Dummheit keine andere Antwort, als sie schicksalsergeben hinzunehmen? Camus dekliniert diese Frage anhand von verschiedenen Personen, die er in seinem Roman auftreten läßt und die sich der Pest gegen-

Seuchen und ihr Preis der Humanität - Albert Camus' „Die Pest“

Der Autor

Norbert Mette, 1946 in Barkhausen/Porta (BRD) geboren. Studium der Theologie und Sozialwissenschaften; Dr. theol.; seit 1984 Professor für Praktische Theologie an der Universität-Gesamthochschule Paderborn; Mitglied des Direktionskomitees von CONCILIUM. Zahlreiche Veröffentlichungen zu pastoraltheologischen und religionspädagogischen Themen, u.a.: *Voraussetzungen christlicher Elementarerziehung*, Düsseldorf 1983; *Kirche auf dem Weg ins Jahr 2000* (gem. mit Chr. Bäumler), München/Düsseldorf 1987; *Auf der Seite der Unterdrückten? Theologie der Befreiung im Kontext Europas* (hg. mit P. Eicher), Düsseldorf 1989; *Der pastorale Notstand* (gem. mit O. Fuchs u.a.), Düsseldorf 1992; *Anstiftung zur Solidarität. Praktische Beispiele der Sozialpastoral* (hg. mit H. Steinkamp), Mainz 1997. Anschrift: Liebigweg 11a, D-48165 Münster, Deutschland.

über völlig unterschiedlich verhalten, durch. Eindrücklicher läßt sich kaum schildern, welchen Preis an Menschlichkeit - in verschiedenerlei Hinsicht - eine

Seuche kosten kann. Darum sei das im folgenden schlicht und einfach in enger Anlehnung an den Roman und unter Vernachlässigung einer Einordnung dessen in Camus' Gesamtwerk und damit zusammenhängender literaturwissenschaftlicher, philosophischer u.ä. Aspekte nachzuzeichnen versucht.

I. Die Pest als Hauptakteurin

Wie es bereits im Titel zum Ausdruck kommt, ist die Hauptakteurin des Romans bzw. der Chronik die Pest. Sie ist „das agierende Moment, während die von ihr Geschlagenen nur zum Reagieren, zu Folgehandlungen imstande sind“⁴. Welch gewaltiger Abstand zwischen der Pest und den von ihr in Gewalt genommenen Menschen besteht, wird von Camus auf eindrucksvolle Weise stilistisch ausgestaltet: „Für die Schreckensherrschaft der Pest, für ihr Wirken und Walten schafft Camus große, beeindruckende Bilder, Zerstörungs- und Untergangsvisionen von poetischer Wucht. Die Reaktionen der Menschen - vielfältige, scheinbar unangemessen kleine, die nur in der Summe eine Wirkung zeitigen können - beschreibt Camus hingegen in simplem, bescheidenem Genauigkeitsstreben.“⁵ Das Übel ist eindeutig in der Übermacht. Was kann der Mensch, was können Menschen dagegen überhaupt ausrichten?

Nachdem die Pest sich über die Ratten in die Stadt eingeschlichen und mehr und mehr Menschen befallen hatte, wurde die Quarantäne über die Stadt verhängt. Der Chronist, der fiktive Verfasser dieses Romans, notiert: „So brachte die Pest als erstes die Verban-

nung.“ (43) Sie schaffte sich damit optimale Voraussetzungen, um „alle ihre Kräfte“ zu sammeln, „um sie auf die Stadt zu werfen und sich ihrer endgültig zu bemächtigen“ (83). Dazu stellte sie u.a. „Wachen an die Tore und leitete die Schiffe, die Oran anlaufen wollten, nach anderen Häfen um“ (47). Wie sehr sie die Stadt schließlich beherrschte, zeigte sich nicht nur an der ständig ansteigenden Zahl von Toten, sondern auch darin, daß sie die Ordnung innerhalb der Stadt insgesamt diktierte, angefangen von der individuellen Lebensführung bis in die Verwaltung des gesamten öffentlichen Lebens - also der fälligen Versorgung der Kranken, der „Entsorgung“ der Toten, des Treffens von Schutzvorkehrungen usw. - hinein. „Sie (sc. die Pest) war ... eine umsichtige, tadellose Verwaltung, die reibungslos arbeitete.“ (106) Monatelang hörte sie „nicht auf, geduldig und ruckweise voranzuschreiten“ (152); sie „loderte in den Lungen unserer Mitbürger, unterhielt das Feuer im Einäscherungssofen, verbannte zahllose Schatten mit leeren Händen in die Lager“ (ebd.). Und auch am Ende war es die Pest, die allmählich „auf der ganzen Linie“ zurückwich (159), „um in den unbekanntem Schlupfwinkel zurückzukehren, aus dem sie schweigend hervorgegangen war“ (162) - bis zu dem irgendwann kommenden Tag, „an dem die Pest zum Unglück und zur Belehrung der Menschen ihre Ratten wecken und erneut aussenden wird, damit sie in einer glücklichen Stadt sterben“ (182).

II. Unter der Pest leben und sterben

An den fünf Akten, in die Camus den dramatischen Verlauf der Pest einteilt,

läßt sich gleichsam die „Logik einer Entwicklung“ festmachen, der die im Laufe der Zeit sich mehrfach verändernden Reaktionen der Bevölkerung, jedenfalls so, wie sie vom Chronisten niedergeschrieben worden sind, zu folgen scheinen:

Eingangs wird das Bild einer ziemlich eintönigen Stadt gezeichnet: Die Menschen gehen ihren Geschäften nach und gönnen sich einige Vergnügungen – in dieser Reihenfolge. Gesund zu sein, ist die oberste Maxime. Wer sie nicht erfüllt, krank ist oder stirbt, bleibt sich selbst überlassen. Schmerz, Krankheit, Tod sind aus der allgemeinen Wahrnehmung verbannt. Dem Chronisten zufolge waren die Bürger „in keiner Weise auf die Ereignisse vorbereitet“ (7), die sich dann in ihrer Stadt abspielen sollten. Die Vorboten der Epidemie in Form der massenweise verendenden Ratten und der ersten infizierten und gestorbenen Menschen wurden so lange wie möglich aus dem Bewußtsein verdrängt. Nur zögerlich wurden die Behörden tätig und ergriffen Präventivmaßnahmen.

Eine entscheidende Zäsur bildet dann die durch die Präfektur angeordnete Schließung der Tore durch die Stadt. Für viele Menschen brachte das eine Trennung von Angehörigen mit sich, die sich zu der Zeit außerhalb der Stadt befanden. Das war um so schlimmer, weil eine Dauer der Trennung nicht absehbar war und auch Kontakte nur mühsam hergestellt werden konnten. In der Öffentlichkeit versuchte man jedoch im allgemeinen, den guten Schein zu wahren und Sorglosigkeit und frohe Laune an den Tag zu legen.

Als sich die Situation jedoch nach einem Monat weiterhin verschlimmerte, beschlossen die Kirchenbehörden, „mit ihren Mitteln gegen die Pest zu kämpfen

und eine Woche des gemeinschaftlichen Gebetes durchzuführen“ (56); die Kathedrale war ständig fast voll besetzt. Mehr und mehr begann ab dann die Stimmung in Panik umzukippen. Vermehrte Verzweiflungstaten einzelner, wie z.B. Versuche, aus der Stadt auszubrechen, waren dafür deutliches Indiz. Die Hitze des Sommers vergrößerte die Lethargie nur noch.

Konnte die Pest anfänglich weitgehend auf die ärmlichen Viertel der Stadt beschränkt werden, so erfaßte sie nach und nach auch die Geschäftsviertel und die Viertel der Wohlhabenden. Alle waren nunmehr in die große Katastrophe einbezogen. Mit möglichst perfekter Routine wurden die Sachen, die zu tun waren, zu erledigen versucht: Registrierung der Erkrankten, deren Aussonderung, Einweisung der Angehörigen in die Quarantäne, Beerdigung der Toten.

Mit wachsender Erschöpfung und Entmutigung nahmen Desinteresse und Gleichgültigkeit zu. Allgemeine Ablenkung war angesagt. Wahrsager und Möchtegern-Propheten bekamen Hochkonjunktur. „In allen Herzen war nur noch Raum für eine sehr alte und sehr trübe Hoffnung, nur jene, die den Menschen hindert, sich dem Tod zu überlassen, und die nichts anderes ist als ein verbissener Lebenswille.“ (154) Es kostete genug Kraft, diesen je für sich durchzuhalten. Zuwendung zu den Mitmenschen, Solidarität, Freundschaft und Liebe blieben auf der Strecke.

Als die Pest zurückging, taten die Leute sich äußerst schwer, sich wieder an einen etwaigen Normalzustand zu gewöhnen. Zuviel war geschehen, zu groß war die seelische Erschlaffung, als daß von heute auf morgen Freude hätte aufkommen können. Aber schließlich – am En-

de des Buches - kommt es doch noch zu einem überschwenglichen Fest: die Nacht der Erlösung.

III. Einstellungs- und Verhaltensvarianten gegenüber der Pest

In den Haupt(-re-)akteuren des Romans hat Camus völlig unterschiedliche Einstellungs- und Verhaltensvarianten gegenüber der Pest gewissermaßen idealtypisch verkörpert. Vorab sind die Sterbenden zu nennen, angefangen vom Hauswart bis hin zu Tarrou, deren Toteskampf jeweils äußerst intensiv geschildert wird. Die beeindruckendste Szene ist sicherlich die Darstellung des sterbenden Kindes. Sie alle wehren sich, solange sie es noch vermögen, sich aufbäumend, schreiend gegen den auf sie zukommenden Tod. Aber alle ärztlichen Eingriffe können nichts ausrichten; die Pest kennt kein Erbarmen. Für die Hinterbliebenen bleibt nur die Frage, warum Unschuldige so grausam sterben müssen.

Umgekehrt gibt es auch die, die von der Pest profitieren. Camus verkörpert dies in Cottard. Für ihn als undurchsichtigem Außenseiter, der offenbar wegen Schiebereien verhaftet werden soll und der seinem Leben selbst ein Ende zu bereiten versucht hatte, bringt die Epidemie eine angenehme und abwechslungsreiche Schonzeit mit sich, die zugleich mit deren Ende selbst ein abruptes Ende findet. Wiederum eine andere Haltung findet sich in Raymond Rambert, dem Journalisten, der sich zu Recherchen in Oran aufhält und von der Quarantäne überrascht wird; er fühlt sich weiterhin als der außenstehende Besucher, der mit dem Schicksal der Stadt eigentlich

nichts zu tun hat, aus ihr zurück zu seiner Freundin entfliehen will und sich schließlich doch in die Reihen derer begibt, die zu seinen Freunden wurden und mit allen Mitteln gegen die Pest ankämpfen. Und schließlich sei noch Joseph Grand erwähnt, der nachts immer noch seinem Traum nachgeht, mit einem Buch berühmt zu werden, und tagsüber seinen Lebensunterhalt dadurch verdient, daß er als provisorischer Hilfsangestellter in der städtischen Verwaltung arbeitet. Die dadurch erworbene Kompetenz, Zahlen zu registrieren, Karteien zu führen, Rechnungen auszustellen usw., stellt er während der Pest täglich für zwei Stunden dem freiwilligen Sanitätsdienst zur Verfügung - eine zusätzliche Aufgabe, die ihn in einen Zustand ständiger Erschöpfung bringt und deretwegen er sich den Ärger seines Vorgesetzten zuzieht.

Ausführlicher vorgestellt seien die drei im Mittelpunkt stehenden Haupt(-re-)akteure des Romans: Pater Paneloux, Jean Tarrou und Dr. Bernard Rieux.

1. „Besser als seine Predigt“ – Pater Paneloux

Pater Paneloux war Jesuit, der hohes Ansehen in Oran genoß, selbst in den Kreisen der religiös Gleichgültigen. In verschiedenen öffentlichen Vorträgen hatte er sich als ein brillanter Intellektueller erwiesen, der sehr aufmerksam die Entwicklungen seiner Zeit verfolgt und es versteht, ein „anspruchsvolles Christentum“ zu repräsentieren, „das von der modernen Freidenkerei so entfernt sein sollte wie vom Obskurantismus der vergangenen Jahrhunderte“ (56). Seine eigentliche Tätigkeit bestand in der Forschung über Augustinus und die afrikanische Kirche. Ihm wurde aufgetragen,

im Rahmen der erwähnten Gebetswoche die Abschlußpredigt zu halten. Zwei Wochen lang zog er sich in sein Studierzimmer zurück, um diese Predigt vorzubereiten. Der Chronist schildert sie als rhetorisches Glanzstück, das die Zuhörerschaft in seinen Bann zog. Die zentrale inhaltliche Aussage dieser Predigt besteht in der Interpretation der Pest als Geißel Gottes, mit der er den sündig gewordenen Menschen die ihnen zustehende Strafe zukommen lasse. Weil sie jedoch von Gott herkomme, bringe sie letztlich Heil; führe sie doch die Menschen zur Einsicht und damit zu Gott zurück.

Nach den Aufzeichnungen des Chronisten löste diese Predigt unterschiedliche Reaktionen aus: Während die einen niederknieten und ihrem Leben eine Wende nach innen zu geben begannen, setzten sich andere um so engagierter dafür ein, gegen die Pest anzukämpfen.

Pater Paneloux stieß schließlich, als er daraufhin angesprochen wurde, zu dieser zweiten Gruppe. Er machte beim freiwilligen Sanitätsdienst mit. Er, der bis dahin ein „Büchermensch“ (75) gewesen war, kam nun mit den Pestkranken in direkte Berührung. So wie er als Gelehrter der erste sein wollte, hatte er nunmehr „unter den Rettern die Stelle eingenommen, die er für die seine hielt, nämlich die erste“ (129).

Die ständige Erfahrung des Todes, insbesondere die Konfrontation mit dem sterbenden Kind, blieben auch auf sein theologisches Denken nicht ohne Wirkung. Seine zweite im Roman aufgezeichnete Predigt ist von Ton und Inhalt her völlig anders als die erste. Sichtlich hatte die Begegnung mit der Praxis seinen Glauben an eine gerechte göttliche Ordnung erschüttert. Wollte man, so

führte Paneloux jetzt aus, das Leiden mit Gott in Zusammenhang bringen, müsse man ihn konsequenterweise leugnen. Man könne das Leiden nur hinnehmen und alles der schwierigen Liebe Gottes anbefehlen – eine Haltung, die Paneloux auf seinem baldigen Totenbett konsequent, wenn auch für die Umstehenden nicht unbedingt nachvollziehbar, an den Tag legte.

2. „Ein Heiliger ohne Gott“ – Jean Tarrou

Der freiwillige Sanitätsdienst, dem sich Pater Paneloux angeschlossen hatte, war von Jean Tarrou initiiert worden. Er hatte sich seit einiger Zeit in Oran niedergelassen und konnte offensichtlich ganz gut von seinen Einkünften leben. Auf die Frage, was ihn bei seinem täglichen Zeitvertreib umhertreibe, gab er an, ihn beschäftige, wie er den inneren Frieden finde. Frühere Begebenheiten in seinem Leben hatten ihn stark aus seinem Gleichgewicht geraten lassen. Seitdem strebte er hartnäckig nach Heiligkeit und wußte doch darum, daß diese niemals erreichbar sei; denn jeder trage die Pest immer schon in sich. Praktisch gelte es darum, sich „auf die Seite der Opfer zu stellen, um den Schaden zu verringern“ (150); inmitten der Opfer könne man versuchen, ob man so zum Frieden gelange.

Dr. Rieux gedachte am Totenbett dieses Mannes, mit dem ihn seit kurzem eine herzliche Freundschaft verband, seines Lebens wie folgt: „Tarrou hatte in innerer Zerrissenheit und im Widerspruch gelebt, er hatte die Hoffnung nie gekannt. Ob er wohl deshalb nach Heiligkeit und den Frieden im Dienst an dem Menschen gesucht hat?“ (172)

3. „Was mich interessiert, ist, ein Mensch zu sein“ – Dr. Bernard Rieux

In großer Ähnlichkeit mit Tarrou und in einem um so krasserem Gegensatz zu Pater Paneloux wird von Camus die Hauptfigur des Romans gezeichnet, der Arzt Dr. Bernard Rieux. Für ihn bedurfte es eigentlich keiner eigenen Entscheidung, sich der Pestkranken anzunehmen. Es geschah vielmehr schlicht und einfach im Zuge der Erfüllung seiner beruflichen Pflichten, daß er als erster mit dem Faktum der Pest konfrontiert wurde. Er versuchte zwar anfangs, diese sich vom Krankheitsbild her aufdrängende Diagnose nicht wahrhaben zu wollen, aber gab sich dann im Einsatz gegen die Pest so gut wie ganz auf, so daß er an deren Ende völlig erschöpft war. Daß er das tun muß, ist für Dr. Rieux zunächst einmal selbstverständlich; gehört es doch zum Arzt-Sein, Menschen vor dem Tod zu bewahren und Krankheiten zu verhindern – und zwar ganz praktisch. „Ich weiß weder, was meiner wartet, noch, was nach all dem kommen wird. Im Augenblick gibt es Kranke, die geheilt werden müssen. Nachher werden sie nachdenken und ich auch.“ (76)

Doch dahinter steht sehr wohl eine ethische Einstellung, die sich allerdings nicht so sehr positiv als vielmehr negativ umschreiben läßt: „Wer das Elend und den Schmerz sieht, die die Pest bringt, muß wahnsinnig, blind oder feige sein, um sich mit ihr abzufinden.“ (75) Mit einem Glauben an Gott und eine von ihm gut geschaffene Ordnung kann Dr. Rieux dieses Sehen-Müssen von Elend und Schmerz nicht in Zusammenhang bringen. Auf den Ratschlag Paneloux', lie-

ben zu sollen, was man nicht begreifen könne, antwortete Rieux leidenschaftlich: „Und ich werde mich bis in den Tod hinein weigern, die Schöpfung zu lieben, in der Kinder gemartert werden.“ (129) Und sei es, daß man mit dieser Haltung „eine endlose Niederlage“ (77) in Kauf nehmen müsse.

So sehr nach Rieux alles auf Mitgefühl und Solidarität ankommt und auf sonst nichts, so hatte er aber auch bei sich selbst erlebt, wie schwer es ist, das gerade in Extremsituationen durchzuhalten: „Man wird des Mitleids müde, wenn das Mitleid nutzlos ist. Zu fühlen, wie sein Herz sich allmählich in sich selbst verschloß, brachte Dr. Rieux während jener erdrückenden Tage die einzige Linderung. Er wußte, daß ihm dadurch seine Aufgabe erleichtert wurde.“ (55) Nur wenn sie auch zur Routine wird, kann man die Pest durchhalten. Und trotzdem gilt es, diese Abstraktion nicht völlige Übermacht gewinnen zu lassen und den konkreten individuellen Fall aus den Augen zu verlieren. Denn nur dann läßt sich – so lautet das Fazit des Arztes am Ende seiner Chronik – aus der Pest trotz allem etwas lernen, „nämlich daß es an den Menschen mehr zu bewundern als zu verachten gibt“ (182).

Immerhin, trotz erheblicher weltanschaulicher Differenzen ist es die Ebene des praktischen Engagements, die die drei vorgestellten Haupt(-re-)akteure stark miteinander verbindet.

Ohne diesen Gedanken weiter ausführen zu wollen, sei abschließend darauf hingewiesen, daß die Pest für Camus eine Metapher für alle möglichen Extremsituationen ist, die sich allerdings von den Normalsituationen nur darin unterscheiden, daß in ihnen ungeschminkter zutage tritt, was auch ansonsten der Fall ist

- der Befund nämlich, wie es wirklich um die Humanität in einer Gesellschaft bestellt ist. „Aber was heißt das schon,

die Pest? Es ist das Leben, sonst nichts“, bemerkt am Ende des Romans lakonisch der alte Asthmatiker.

Seuchen und ihr Preis der Humanität – Albert Camus' „Die Pest“

¹ N. Bulst, Epidemien. II. Sozial- und wirtschaftsgeschichtlich, in: LMA III, 2057-2060, hier: 2059.

² Vgl. A. Camus, La Peste, Paris 1947; im folgenden zitiert nach: A. Camus, Die Pest (übersetzt von G.G. Meister), Reinbek 1950; an Sekundärliteratur herangezogen wurden vor allem: B. Sändig, Albert Camus. Eine Einführung in Leben und Werk, Leipzig 1983; dies., Albert Camus, Reinbek 1995; P. Gaillard, La Peste – Camus. Analyse critique, Paris 1972.

³ H. Lottmann, Camus. Eine Biographie, Hamburg 1986, 220.

⁴ B. Sändig, Albert Camus. Eine Einführung in Leben und Werk, aaO. 105.

⁵ Ebd.

Die christliche Ethik: Hilfe oder Hindernis?

Zum ethischen Aspekt von Aids

Marciano Vidal

I. Fragestellung

Innerhalb des breiten Fächers von Bedeutungen, den das Wort „Plage“ in diesem CONCILIUM-Heft entfaltet, beschränke ich mich auf ein ganz bestimmtes Feld der Wirklichkeit: Ich werde von der Pandemie Aids sprechen, insofern diese Krankheit in der heutigen gesellschaftlichen Vorstellung am treffendsten zum Ausdruck bringt, was wir heute unter „Plage“ verstehen. In der Tat ist das Schlagwort von der „Rückkehr der Plagen“ aus der gesellschaftlichen Erfahrung der Aidskrankheit entstanden.

Wir hatten geglaubt, in der Geschichte der Menschheit habe sich der Kreis der Plagen geschlossen. Diese Überzeugung hat sich in den letzten Jahrzehnten

verflüchtigt; seit sechzehn Jahren (seit 1981) haben wir es mit einer neuen Pandemie zu tun, die gegenüber jeglichen Therapieversuchen letzten Endes resistent ist, obgleich ungeheure Mittel aufgewendet werden. Aids ist eine Pandemie – die „letzte Seuche“ –, für die der entsprechende Impfstoff noch gesucht wird.

Wenn ich das Kürzel AIDS verwende, beziehe ich mich auf den gesamten Prozeß, in dem die Bedeutung und die Wirklichkeit dieser Krankheit sich entfalten: die Existenz des mit Hilfe des Antikörpertests zu entdeckenden HI-Virus; die Übertragung dieses Virus auf einen anderen menschlichen Organismus, eine Ansteckung hauptsächlich auf drei Wegen: über die Samen- und Schei-